

Nr. 170. Bromberg, den 28. Juli 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(8. Fortsetzung.)

Als man wieder allein war, unterließ es Schmidt nicht, sofort den verbindlichen Wirt zu machen. Natürlich auf seine Weise. „Sieh, Distelkamp, dieser hier ist für dich. Er hat eine große und eine kleine Schere, und das sind immer die besten. Es gibt Spiele der Natur, die mehr sind als bloßes Spiel und dem Weisen als Wegweiser dienen; dahin gehören beispielsweise die Pontacapfelsinen, und die Borsdorfer mit einer Pocke. Denn es steht fest, je pockenreicher, desto schöner . . . Was wir hier vor uns haben, sind Oderbruchkrebse; wenn ich recht berichtet bin, aus der Küstriner Gegend. Es scheint, daß durch die Vermählung von Oder und Warthe besonders gute Resultate vermittelt werden. Übrigens, Friedeberg, sind Sie nicht eigentlich da zu Haus? Ein halber Neumärker oder Oderbrücher." Friedeberg bestätigte. „Wußt es, mein Gedächtnis täuscht mich selten. Und nun sagen Sie, Freund, ist dies nach Ihren persönlichen Erfahrungen mutmaßlich als streng lokale Produktion anzusehen, oder ist es mit den Oderbruchkrebsen wie mit den Werderschen Kirschen, deren Gewinnungsgebiet sich nächstens über die ganze Provinz Brandenburg erstrecken wird?"

„Ich glaube doch", sagte Friedeberg, während er durch eine geschickte, durchaus den Virtuosen verratende Gabelwendung einen weiß und rosa schimmernden Krebsschwanz aus seiner Stachelschale hob, „ich glaube doch, daß hier ein Segeln unter zuständiger Flagge stattfindet, und daß wir auf dieser Schüssel wirkliche Oderkrebse vor uns haben, echteste Ware, nicht bloß dem Namen nach, sondern auch de facto."

„De facto", wiederholte der in Friedebergs Latinität eingeweihte Schmidt unter behaglichem Schmunzeln.

Friedeberg aber fuhr fort: „Es werden nämlich, um Küstrin herum, immer noch Massen gewonnen, wenn schon es nicht mehr das ist, was es war. Ich habe selbst noch Wunderdinge davon gesehen, aber freilich nichts in Vergleich zu dem, was die Leute von alten Zeiten her erzählten. Damals, vor hundert Jahren, oder vielleicht auch noch länger, gab es so viele Krebse, daß sie durchs ganze Bruch hin, wenn sich im Mai das Überschwemmungswasser wieder verlief, von den Bäumen geschüttelt wurden, zu vielen Hunderttausenden."

„Dabei kann einem ja ordentlich das Herz lachen," sagte Etienne, der ein Feinschmecker war.

„Ja, hier an diesem Tisch; aber dort in der Gegend lachte man nicht darüber. Die Krebse waren wie eine Plage, natürlich ganz entwertet, und bei der dienenden Bevölkerung, die damit geatzt werden sollte, so verhaßt und dem Magen der Leute so widerwärtig, daß es verboten war, dem Gesinde mehr als dreimal wöchentlich Krebse vorzusetzen. Ein Schock Krebse kostete einen Pfennig."

„Ein Glück, daß das die Schmolke nicht hört", warf Schmidt ein, „sonst würde ihr ihre Laune zum zweiten Male verdorben. Als richtige Berlinerin ist sie nämlich für ewiges Sparen, und ich glaube nicht, daß sie die Tatsache ruhig verwinden würde, die Epoche von „ein Pfennig pro Schock" so total versäumt zu haben."

„Darüber darfst du nicht spotten, Schmidt", sagte Distelkamp. „Das ist eine Tugend, die der modernen Welt„ neben vielem anderen, immer mehr verlorengeht."

„Ja, da sollst du recht haben. Aber meine gute Schmolke hat doch auch in diesem Punkte les défauts de ses vertus. So heißt es ja wohl, Etienne?"

„Gewiß", sagte dieser. „Von der George Sand. Und fast ließe sich sagen, les défants de ses vertus und „comprendre c'est pardonner" — das sind so recht eigentlich die Sätze, wegen deren sie gelebt hat."

„Und dann vielleicht auch von wegen dem Alfred de Musset", ergänzte Schmidt, der nicht gern eine Gelegenheit vorübergehen ließ, sich, aller Klassizität unbeschadet, auch ein modern literarisches Ansehen zu geben.

„Ja, wenn man will, auch von wegen dem Alfred de Musset. Aber das sind Dinge, daran die Literaturgeschichte glücklicherweise vorübergeht."

„Sage das nicht, Etienne, nicht glücklicherweise, sage leider. Die Geschichte geht fast immer an dem vorüber, was sie vor allem festhalten sollte. Daß der Alte Fritz am Ende seiner Tage dem damaligen Kammergerichtspräsidenten, Namen habe ich vergessen, den Krückstock an den Kopf warf, und daß er durchaus bei seinen Hunden begraben sein wollte, was mir noch wichtiger ist, weil er die Menschen, diese „mechante Rasse", so gründlich verachtete — sieh, Freund ,das ist mir mindestens ebensoviel wert wie Hohenfriedberg oder Leuthen . Und die berühmte Torgauer Ansprache: „Rackers, wollt ihr denn ewig leben?" geht mir eigentlich noch über Torgau selbst."

Distelkamp lächelte. „Das sind so Schmidtiana. Du warst immer fürs Anekdotische, fürs Genrehafte. Mir gilt in der Geschichte nur das Große, nicht das Kleine, das Nebensächliche."

„Ja und nein, Distelkamp. Das Nebensächliche, so viel ist richtig, gilt nichts, wenn es bloß nebensächlich ist, wenn nichts drin steckt. Steckt aber was drin, dann ist es die Hauptsache, denn es gibt einem dann immer das eigentlich Menschliche."

„Poetisch magst du recht haben."

„Das Poetische — vorausgesetzt, daß man etwas anderes darunter versteht als meine Freundin Jenny Treibel — das Poetische hat immer recht; es wächst weit über das Historische hinaus . . ."

Es war dies ein Schmidtsches Lieblingsthema, drin der alte Romantiker, der er eigentlich mehr als alles andere war, jedesmal so recht zur Geltung kam; aber heute sein Steckenpferd zu reiten, verbot sich ihm doch, denn ehe er noch zu wuchtiger Auseinandersetzung ausholen konnte, hörte man Stimmen vom Entree her, und im nächsten Augenblick traten Marcell und Corinna ein, Marcell befangen und fast verstimmt, Corinna nach wie vor in bester Laune. Sie ging zur Begrüßung auf Distelkamp zu, der ihr Pate war und ihr immer kleine Verbindlichkeiten sagte. Dann gab sie Friedeberg und Etienne die Hand und machte den Schluß bei ihrem Vater, dem sie, nachdem er sich auf ihre Order mit der breit vorgebundenen Serviette den Mund abgeputzt hatte, einen herzhaften Kuß gab.

„Nun, Kinder, was bringt ihr? Rückt hier ein. Platz die Hülle und Fülle. Rindfleisch hat abgeschrieben ... Griechische Gesellschaft ... und die beiden anderen fehlen als Anhängsel natürlich von selbst. Aber kein anzügliches Wort mehr, ich habe ja Besserung geschworen und will's halten. Also, Corinna, du drüben neben Distelkamp, Marcell hier zwischen Etienne und mir. Ein Besteck wird die Schmolke wohl gleich bringen ... So; so ist's recht ... Und wie sich das gleich anders ausnimmt! Wenn so Lücken klaffen, denk ich immer, Banquo steigt auf. Nun, Gott sei Dank, Marcell, von Banquo hast du nicht viel, oder wenn doch vielleicht, so verstehst du's, deine Wunden zu verbergen. Und nun erzählt, Kinder. Was macht Treibel? Was macht meine Freundin Jenny? Hat sie gesungen? Ich wette, das ewige Lied, mein Lied, die berühmte Stelle: „Wo sich Herzen finden", und Adolar hat begleitet. Wenn ich dabei nur mal in Krolas Seele lesen könnte. Vielleicht aber steht er doch milder und menschlicher dazu. Wer jeden Tag zu zwei Diners geladen ist und mindestens anderthalb mitmacht ... Aber bitte, Corinna, klingle."

„Nein, ich gehe lieber selbst, Papa. Die Schmolke läßt sich nicht gerne klingeln; sie hat so ihre Vorstellungen von dem, was sie sich und ihrem Verstorbenen schuldig ist. Und ob ich wiederkomme, die Herren wollen verzeihen, weiß ich auch nicht; ich glaube kaum. Wenn man solchen Treibelschen Tag hinter sich hat, ist es das Schönste, darüber nachzudenken, wie das alles so kam und was einem alles gesagt wurde. Marcell kann ja statt meiner berichten. Und nur noch so viel, ein höchst interessanter Engländer war mein Tischnachbar, und wer es von Ihnen vielleicht nicht glauben will, daß er so interessant gewesen, dem brauche ich bloß den Namen zu nennen, er hieß Nelson. Und nun Gott befohlen."

Und damit verabschiedete sich Corinna.

Das Besteck für Marcell kam, und als dieser, nur um des Onkels gute Laune nicht zu stören, um einen Kost- und Probekrebs gebeten hatte, sagte Schmidt: „Fange nur erst an. Artischocken und Krebse kann man immer essen, auch wenn man von einem Treibelschen Diner kommt. Ob sich vom Hummer dasselbe sagen läßt, mag dahingestellt bleiben. Mir persönlich ist allerdings auch der Hummer immer gut bekommen. Ein eigen Ding, daß man aus Fragen der Art nie herauswächst, sie wechseln bloß ab im Leben. Ist man jung, so heißt es „hübsch oder häßlich", „brünett oder blond", und liegt dergleichen hinter einem, so steht man vor der vielleicht wichtigeren Frage „Hummer oder Krebse?" Wir könnten übrigens darüber abstimmen. Andererseits, so viel muß ich zugeben, hat Abstimmung immer was Totes, Schablonenhaftes, und paßt mir außerdem nicht recht; ich möchte nämlich Marcell gern ins Gespräch ziehen, der eigentlich dasitzt, als sei ihm die Gerste verhagelt. Also lieber Erörterung der Frage, Debatte. Sage, Marcell, was ziehst du vor?"

„Versteht sich, Hummer."

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. Auf den ersten Anlauf, mit ganz wenig Ausnahmen, ist jeder für Hummer, schon weil er sich auf Kaiser Wilhelm berufen kann. Aber so schnell erledigt sich das nicht. Natürlich, wenn solch ein Hummer aufgeschnitten vor einem liegt, und der wundervolle rote Rogen, ein Bild des Segens und der Fruchtbarkeit, einem zu allem anderen auch noch die Gewißheit gibt, „es wird immer Hummer geben", auch nach Äonen noch, gerade so wie heute ..."

Distelkamp sah seinen Freund Schmidt von der Seite her an.

„... Also einem die Gewißheit gibt, auch nach Äonen noch werden Menschenkinder sich dieser Himmelsgabe freuen — ja Freunde, wenn man sich mit diesem Gefühl des Unendlichen durchdringt, so kommt das darin liegende Humanitäre dem Hummer und unserer Stellung zu ihm unzweifelhaft zugute. Denn jede philanthropische Regung, weshalb man die Philanthropie schon aus Selbstsucht kultivieren sollte, bedeutet die Mehrung eines gesunden und zugleich verfeinerten Appetits. Alles Gute hat seinen Lohn in sich, so viel ist unbestreitbar."

„Aber ..."

„Aber es ist trotzdem dafür gesorgt, auch hier, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und neben dem Großen hat das Kleine nicht bloß seine Berechtigung, sondern auch seine Vorzüge. Gewiß, dem Krebse fehlt dies und das, er hat sozusagen nicht das „Maß", was, in einem Militärstaate wie Preußen, immerhin etwas bedeutet, aber dem ohnerachtet, auch er darf sagen: ich habe nicht umsonst gelebt. Und wenn er dann, er, der Krebs, in Petersilienbutter geschwenkt, im allerappetitlichsten Reize vor uns hintritt, so hat er Momente wirklicher Überlegenheit, vor allem auch darin, daß sein Bestes nicht eigentlich gegessen, sondern geschlürft, gesogen wird. Und daß gerade das, in der Welt des Genusses, seine besonderen Meriten hat, wer wollte das bestreiten? Es ist, sozusagen, das natürlich Gegebene. Wir haben da in erster Reihe den Säugling, für den saugen zugleich leben heißt . Aber auch in den höheren Semestern ..."

„Laß es gut sein, Schmidt", unterbrach Distelkamp, „Mir ist nur immer merkwürdig, daß du neben Homer und sogar neben Schliemann mit solcher Vorliebe Kochbuchliches behandelst, reine Menüfragen, als ob du zu den Bankiers und Geldfürsten gehörtest, von denen ich bis auf weiteres annehme, daß sie gut essen ..."

„Mir ganz unzweifelhaft."

„Nun, sieh, Schmidt, diese Herren von der hohen Finanz, darauf möcht ich mich verwetten, sprechen nicht mit halb soviel Lust und Eifer von einer Schildkrötensuppe wie du."

„Das ist richtig, Distelkamp, und sehr natürlich. Sieh, ich habe die Frische, die macht's; auf die Frische kommt es an, in allem. Die Frische gibt einem die Lust, den Eifer, das Interesse, und wo die Frische nicht ist, da ist gar nichts. Das ärmste Leben, das ein Menschenkind führen kann, ist das des petit crevé. Lauter Zappeleien; nichts dahinter. Hab ich recht, Etienne?"

Dieser, der in allem Pariſischen regelmäßig als Autorität angerufen wurde, nickte zustimmend, und Distelkamp ließ die Streitfrage fallen oder war geschickt genug, ihr eine neue Richtung zu geben, indem er aus dem allgemein Kulinarischen auf einzelne berühmte kulinarische Persönlichkeiten überlenkte, zunächst auf den Freiherrn von Rumohr, und im raschen Anschluß an diesen auf den ihm persönlich befreundet gewesenen Fürsten Pückler-Muskau. Besonders dieser letztere war Distelkamps Schwärmerei. Wenn man dermaleinst das Wesen des modernen Aristokratismus an einer historischen Figur werde nachweisen wollen, so werde man immer den Fürsten Pückler als Musterbeispiel nehmen müssen. Dabei sei er durchaus liebenswürdig gewesen, allerdings etwas launenhaft, eitel und übermütig, aber immer grundgut. Es sei schade, daß solche Figuren ausstürben. Und nach diesen einleitenden Sätzen begann er speziell von Muskau und Branitz zu erzählen, wo er vordem oft tagelang zu Besuch gewesen war und sich mit der märchenhaften, von „Semilassos Weltfahrten" mit heimgebrachten Abessinierin über Nahes und Fernes unterhalten hatte.

Schmidt hörte nichts Lieberes als Erlebnisse der Art, und nun gar von Distelkamp, vor dessen Wissen und Charakter er überhaupt einen ungeheuchelten Respekt hatte.

Marcell teilte ganz und gar diese Vorliebe für den alten Direktor und verstand außerdem — obwohl geborener Berliner — gut und mit Interesse zuzuhören; trotzdem tat er heute Fragen über Fragen, die seine volle Zerstreutheit bewiesen. Er war mit anderem beschäftigt.

So kam elf heran, und mit dem Glockenschlage — ein Satz von Schmidt wurde mitten durchgeschnitten — erhob man sich und trat aus dem Eßzimmer in das Entree, darin seitens der Schmolke die Sommerüberzieher samt Hut und Stock schon in Bereitschaft gelegt waren. Jeder griff nach dem seinen, und nur Marcell nahm den Oheim einen Augenblick beiseite und sagte: „Onkel, ich spräche gerne noch ein Wort mit dir", ein Ansinnen, zu dem dieser, jovial und herzlich wie immer, seine volle Zustimmung ausdrückte. Dann, unter Vorantritt der Schmolke, die mit der Linken den messingenen Leuchter über den Kopf hielt, stiegen Distelkamp, Friedeberg und Etienne zunächst treppab und traten gleich danach in die muffig schwüle Adlerstraße hinaus. Oben aber nahm Schmidt seines Neffen Arm und schritt mit ihm auf seine Studierstube zu.

Nun, Marcell, was gibt es? Rauchen wirst du nicht, du siehst mir viel zu bewölkt aus; aber verzeih, ich muß mir erst eine Pfeife stopfen." Und dabei ließ er sich den Tabakskasten vor sich herschiebend, in eine Sofaecke nieder. „So! Marcell ... Und nun nimm einen Stuhl und setz dich und schieße los. Was gibt es?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von Margaret Laube.

(1. Fortsetzung.) ——

Gipsy legt ihre feste Hand, die das tägliche Tennistraining des verflossenen Sommers noch härter gemacht hat, in die erhitzte ihrer Pflegemutter. Frau Lemme scheint über den Druck der festen Finger zu erschrecken, vielleicht aber ist ihr diese Begrüßung auch nur zu wenig formell und respektvoll. Aber sie lächelt doch ohne Einschränkung und beugt sich vor, um Gipsy auf die Wange zu küssen. Gipsy hält mit geschlossenen Lippen stand und lächelt ihrerseits, um den Mangel an Zärtlichkeit auszugleichen.

Während sie ihr Jackett und ihre Mütze selbst an den nächsten Haken hängt und das grinsende kleine Landmädchen durch einen Wink in die Küche getrieben wird, steht Herr Lemme etwas aufgeregt neben ihnen und reibt die Hände.

„Sie hat Gretchen, wie es verabredet war, in Hannover getroffen, Mutter. Gretchen freut sich auf Hamburg. Jedenfalls machte es ganz den Eindruck, nicht wahr, mein Kind?"

Gipsy blitzt ihn an: muß der undeutsche Name auch bei Frau Lemme erst langsam populär gemacht werden?

Neugierig geht sie auf die geöffnete Tür zu, hinter der sie einen gedeckten Tisch sieht. Nein, sie braucht sich nicht zu waschen. Das hat sie im Zug besorgt.

Sie tritt in das reichgeschnitzte, wohlhabende Speisezimmer der achtziger Jahre, der Tisch mit den unten verbundenen Beinen steht auf einem imitierten Perser, ein warmes, gemütliches, die jüngere Generation nicht mehr unbedingt anheimelnden Dämmerlicht bricht durch die vielen Blattpflanzen und Geranien der Fensterbänke. Für Gipsy, in deren Elternhaus man zwischen weißgestrichenen Wänden, unter in die Decke eingelassenen, nicht sichtbaren Beleuchtungskörpern die Mahlzeit einnimmt, sind die dunklen, lederartigen Tapeten nicht von demselben Reiz, den sie auf ältere Leute ausüben. Sie sieht sich ohne Freude um.

„Setze dich, mein liebes Kindchen", sagt Frau Lemme und weist ihr einen Platz an. „Du wirst gewiß Appetit haben."

„Nicht sehr, Frau Lemme. Ich habe zuviel Schokolade gegessen unterwegs."

Frau Lemme unterdrückt die erste Mißbilligung, die die formlose, amerikanische Anrede des jungen Mädchens bei ihr hervorruft. Es wird sich später nicht vermeiden lassen, die junge Hanseatin — denn als solche bringt sie ohne Frage sehr freie Sitten und Gewohnheiten mit — auf den Ton in der guten Gesellschaft Sandershausens aufmerksam zu machen. Aber nicht heute. Frau Lemme ist eine warmherzige Frau und will dem jungen Geschöpf nicht die ersten Stunden in ihrem Hause vergällen.

„Willst du nicht Tante zu mir sagen, liebe —"

„Gipsy", fällt Gipsy wieder prompt ein. Frau Lemme lächelt nachsichtig. Aber Gipsy mit ihren Sperberaugen bemerkt doch, wie ihre Lippen sich dabei zusammenziehen. „Gar keine Ähnlichkeit mit Mama", stellt sie fest, „schade."

Apotheker Lemme beugt sich vor und reicht ihr die Schüssel mit Salat. „Sie hat den Namen von ihrer Mutter, die aus Amerika stammt", erklärt er, ein ganz feiner Ton von erster Zusammengehörigkeit enthüllt sich dabei und spinnt hinüber zu der überraschten Gipsy, die ihm höflich und schnell die Schüssel aus der Hand nimmt. Dabei nickt sie ihm ernst zu.

„So, so. Also kein selbst konstruierter Kindername. Nun, Gipsy, dann entschließe dich, mich Tante Minna zu nennen. Onkel Albert wird wohl schon Freundschaft mit dir geschlossen haben unterwegs!"

Gipsy nickt stumm. Heimlich stößt ihr Zorn heftig nach der Frau, die es so eilig hat. Das hätte „er" nicht getan, grollt sie in sich hinein. Der feine Strom von Vertrauen zu Albertus Lemme zieht wärmer seinen unsichtbaren Weg.

Die Mahlzeit geht hin in einem stockenden Frage- und Antwortspiel.

„Also Gretchen war fröhlich?" fragt Frau Lemme schließlich, als Gipsy das letzte Käsebrötchen verzehrt hat.

Nun muß Gipsy wieder lügen. Ist es nur der Korpsgeist, der ihr dies befiehlt, dieser Korpsgeist junger Menschen, die jedem Eindringen in ihr Seelenleben wehren, um so heftiger und schlauer, je mehr man es antastet, oder ist auch ein wenig Mitleid dabei?

„Gretchen freute sich sehr auf Hamburg", erzählt sie mit ruhigem Blick in Frau Minnas gerötetes Gesicht.

Die starke Dame atmet sichtbar auf. „Sie wird sich besinnen in Hamburg", sagt sie hastiger, als ihre sonstigen würdigen Bewegungen erlauben. Ein elender, hilfloser Ausdruck kommt für Sekunden in ihre Augen. Gipsy blickt auf ihren Teller. „Gretchen hat nicht die glücklichsten Zeiten hinter sich, liebe Gipsy. Ich sage es dir gleich, damit du es nicht von andern erfährst. Sie hat eine unglückliche Liebe gehabt. Aussichtslos! Wolfgang Hessel ist total verschuldet. Nur ein Hemmschuh für ein so junges Mädchen. Aber wir konnten sie nicht davon abbringen. Wenn du wüßtest, Gipsy, was ich geredet habe — ich möchte sagen, mit Menschen- und mit Engelszungen. Es hat alles nichts genützt. Stundenlang habe ich ihr zugeredet, aber alle Vernunftgründe —"

Gretchens Mutter schweigt plötzlich. Hat sie einen Blick ihres Mannes aufgefangen, der sie um Schweigen anfleht, oder überwältigt sie der Kummer um die Nutzlosigkeit ihrer an Gretchen gerichteten Überzeugungsreden: sie bricht jedenfalls mitten im Satz ab und versteckt ihre Hände, die zitternd hin und her fahren, unter dem Tisch.

Gipsy reibt in tödlicher Verlegenheit ihre Knie gegeneinander. Sie weiß nicht mehr, daß sie die Achseln gezuckt hat über das weinende, ganz zerflossene Mädchen auf dem Bahnhof in Hannover — sie weiß nur noch, daß sie nach einer in Schluchzen hervorgestoßenen Beichte ihr die fieberheiße Hand gedrückt hat.

Sie hat eine unverständliche, ihrer Art fremde Geschichte gehört. Eine Theodor-Storm-Geschichte, wie sie zu dem Namen „Gretchen" paßt. Und sie ist nicht ganz daraus klug geworden. Aber Gretchen Lemme ist achtzehn Jahre alt wie sie. Das allein genügt, um ihr ihren Beistand zu sichern.

Und nun muß sie hier sitzen und das anhören!

Sie legt plötzlich die Serviette zusammen und steht neben ihrem Stuhl.

„Ich bitte um Erlaubnis, mich schon jetzt zurückziehen zu dürfen. Ich habe heftige Kopfschmerzen."

Frau Lemme sieht erschrocken und ahnungslos auf. Ihr Mitgefühl ist sofort abgelenkt und rege auf Gipsy gerichtet. „Soll ich dir einen Tee kochen und ans Bett bringen? Hast du Aspirin, Kindchen? Wollen wir Veramon heraufholen, Albert Ja, hole Veramon herauf." Sie legt den Arm um Gipsy, die verlegen noch immer neben ihrem Stuhl steht und sich in den Schlingen ihrer Notlüge sieht.

„Nein, bitte — nicht so viel Mühe, bitte nicht so viel Mühe!"

Es ist ihr unmöglich, das „Du" herauszubringen. Vielleicht morgen. Wenn sie sich erst ein bißchen gewöhnt hat. Armes Gretchen! Sie wünscht, daß sie freundlicher gegen sie gewesen wäre!

Aber als sie sich losgerungen hat aus Frau Minnas Händen und die letzten Wünsche für eine gute Nacht durch die Tür entgegengenommen hat, verfliegt ihre Rührung schnell.

Gretchen ist das Produkt ihrer Umgebung. Natürlich. Und ihrer eigenen Schwäche. Fertig. Sie ist jetzt in Hamburg und Mama wird ihr schon das Weinen abgewöhnen. Für Weinen ist Mama gar nicht zu haben. Das nennt sie vergeudete seelische Kräfte.

Sie hat sogar den Mut, das sokratische „Seid fröhlich!" dem in Sorgen und schwere Gedanken verwickelten Papa zuzurufen, wenn er aus dem Krankenhause kommt. Großartige Mama! Schließlich lächelt er und klopft ihren Arm. Und dann machen sie Musik zusammen. Der Holzton der Oboe klingt gedämpft und etwas wehmütig durch Mamas schönes Klavierspiel.

Dabei wird Gretchen ihre Liebesgeschichte vergessen . . . Und sie?

Sie kann sehen, wie sie mit diesen alten Menschen fertig wird, die eigentlich noch gar nicht alt sind. Albertus Lemme ist gewiß noch keine fünfzig, aber der greisenhafte graue Spitzbart, der Lodenmantel und die Zugstiefel rangieren ihn aus.

Gipsy lacht gegen ihr Kopfkissen. Wenn Papa seinen Zweisitzer selbst führt, mitten im Straßengewühl der Großstadt mit unbewegten Gesichtsmuskeln, das glatte, lange Gesicht ohne Falten, nur um die Augen jene zwei Fältchen, die sein gutes Lächeln gegraben hat, so ist er ein ganz junger Mann, Professor Markus Seitz!

Sie seufzt. Jetzt wird Gretchen Lemme in Blankenese ankommen, mit Mama über die schwarzweißen Fliesen der Halle gehen, alles natürlich kahl und kalt finden, nachdem sie aus diesem Möbelmagazin von Wohnung kommt, sich ebenso verwundern über die Pflegeeltern Seitz, wie sie über die Pflegeeltern Lemme in Sandershausen, — und dann auf ihr Kopfkissen in Gipsys Zimmer wieder unzählige Tränen um ihren Wolfgang fallen lassen.

Nein. Von Tränen kann hier auf diesem Kopfkissen keine Rede sein. Gipsy setzt sich auf. Weder um einen Wolfgang noch um veränderte Lebensumstände.

Aber den eigentlichen Erreger dieses Kindertausches, den Wolfgang Hessel, wird sie in Augenschein nehmen, sobald wie möglich. Denn er ist es, der den guten Onkel Albertus Lemme nach Jugenderinnerungen graben und diese Zuflucht für das arme verstörte Gretchen bei seinem unter dem Spinnweb der Philisterjahre längst ruhenden Couleurb üder Markus Seitz finden ließ. Wolfgang Hessel, der Hemmschuh für Gretchen Lemme . . .

Sie muß sich damit abfinden. Und vielleicht gibt es gute Skibahnen in Friedrichroda und Oberhof. Schließlich ist sie kein Fürsorgezögling bei Lemmes.

Sie macht sich einen Berg aus ihrem Kopfkissen, packt die Federdecke aufs Sofa, öffnet lautlos ein Fenster und horcht auf das Rauschen der alten Bäume, die hinter der Apotheke im Herbstwind in der eintretenden Dunkelheit mit ihren Blättern zu rascheln beginnen. Ein moderiger Duft von Laub und Pilzen zieht zu ihr herein. Sie ist im Thüringer Wald. Und sie liebt den Herbst. Frische Morgenluft und Nebel auf den Wiesen.

(Fortsetzung folgt)

So ist der Mensch.

Zwischen junge Mädchen, alte Frauen und ältere Männer gepfercht, schwebe ich auf dem Vorderperron der Straßenbahn.

Ich renke den Kopf nach dem Klappfenster.

Es kommt kein Schaffner.

Ich hatte mir vorgenommen, Verschiedenes zu bedenken. Aber solange ich nicht das Fahrgeld entrichtet habe, habe ich keine Ruhe dazu. Du wirst binnen kurzem doch wieder aus deinen Gedanken aufgestöbert, sage ich mir.

Ich hole das Geld aus meiner Westentasche heraus und halte es bereit.

Herrgott, daß der Schaffner aber auch so lange auf sich warten läßt!

Und dabei muß ich gleich wieder umsteigen.

Ich starre den Schienenstrang entlang.

Hinter mir höre ich eine dumpfe Stimme etwas fragen . . . Der Schaffner . . .? Ich renke den Kopf . . . Nein, wieder nicht.

Einen pfropfigen Menschenknäuel sehe ich im Wageninnern sich stauen.

Ich erwäge, daß sich der Schaffner bis zu meiner Umsteigestelle keines Falles einen Weg bahnen kann.

Das ist mir sehr, sehr fatal. Denn ich bin ein rechtschaffener Mensch, der weder von irgendeinem Schaffner, noch irgendeiner Direktion, irgendeiner Aktiengesellschaft irgend etwas geschenkt begehrt.

Und dann: Es ist mir peinlich, daß ich nicht bezahlen darf. Aber schließlich . . . ich steige ja um . . . und ob ich nun mein Fahrgeld hier oder dort bezahle, ist doch am Ende gleich.

An der nächsten Haltestelle muß ich aussteigen.

Ich drehe den Kopf um reichliche 130 Grad und verweile in dieser Haltung, bis mir die Halsmuskeln erschlaffen. Gar keine Aussicht, daß er kommt.

Ich sehe mir meine Umgebung an. Ob die weiß, daß ich noch nicht bezahlt habe? Meine Umgebung blickt gelangweilt, uninteressiert, apathisch drein. Aber ich glaube, sie weiß doch, daß ich das Fahrgeld noch schulde. Oder ob sie es nicht weiß . . .? Ach, so etwas weiß man schon . . . Oder doch nicht?

Ja, wenn ich nun Krach schlüge. Rhetorisch fragte, was das denn für eine Schweinerei sei! Und nicht einmal sein Fahrgeld könne man bezahlen! Es sei nur gut, daß ich umstiege! Und die Straßenbahngesellschaft käme so doch nicht zu kurz — — Bloß, daß es dann andererseits alle erführen. Auch die Uninteressierten. Aber wahrscheinlich sähen sie ein, daß ich den guten Willen gezeigt habe. Während, wenn ich lautlos davonschliche, zwar nur ein geringer Teil darum wüßte, daß ich nicht bezahlt habe, dieser mich aber für einen Fahrgeldpreller hielte.

Ich verrenke noch einmal den Hals, setze eine gepeinigte Miene auf, schüttle verzweifelt mein Haupt, stöhne ein wenig — und turne auf die Straße.

*

Da fährt auch schon meine Straßenbahn.

Wenn ich es recht bedenke: von hier aus ist es ja nicht mehr weit nach meiner Wohnung.

Soll der Wagen fahren.

Ich laufe.



Bunte Chronik



* **Spanisches Rohr und Revolver.** Die westlichen und südlichen Blätter in den vereinigten Staaten haben seit einiger Zeit ein Motto: man muß die Jugend strenger anpacken, weil sie sehr undiszipliniert ist. Elmers Snyder, Direktor einer Schule in Beaver, hat dies denn doch ein wenig zu wörtlich aufgefaßt. Als er unter den lärmenden Farmerjungen mit dem spanischen Rohr keine Ordnung mehr herstellen konnte, riß er seinen Revolver heraus und schrie sie an: „Wer nicht still ist, den schieß ich nieder, wie einen Hund." Diese neue Art, die Disziplin herzustellen, tat selbst unter den Lausbuben in Ohio ein paar Wochen ihre Wirkung, bis einige erbitterte Schüler der strengen Zucht überdrüssig wurden. Sie erstatteten durch ihre Eltern Anzeige gegen den Lehrer. Und das Ende der neuen Disziplin war — Disziplinier—ung. —

* **Darf man nicht einmal in der Schule mehr schwindeln?** Ein Monstre-Prozeß ganz eigener Art beschäftigt die öffentliche Meinung Brooklyns. Im Hunter College, das von achthundert Studentinnen besucht wird, leitete die Behörde eine Untersuchung ein, weil Dr. H. M. Byrnes, Professorin der englischen Literatur, ihre Schülerinnen wegen Betrug angezeigt hatte. „Die Mädchen", behauptete Frau Dr. Byrnes, „verstecken ihre Notizen in den Kleidern und lesen bei der Prüfung einfach ab". Die Presse beschäftigt sich des langen und breiten mit dem Fall. Doch selbst die strengeren, konservativen Blätter legen sich für die puritanische Lehrerin nicht sonderlich ins Zeug. Ein Brooklyner Publizist läßt sich sogar folgendermaßen vernehmen: — „Was wird aus Amerika, wenn schon in der Schule jeder tüchtige Instinkt unterdrückt wird?!" —

Lustige Rundschau



* **Das verkannte Buch.** „Gestern fand ich bei meiner Tochter im Zimmer einen Briefsteller, den sie versteckt hatte." — „So 'ne Frechheit. War das vielleicht der junge Mann, mit dem sie neulich vor der Tür stand?"

* **Schule.** „Was ist ein Monolog?" — „Ein Gespräch zwischen Mann und Frau." — „Das ist ein Dialog." — „Nein, ein Dialog ist, wenn zwei sprechen."

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.